

Gespräch mit Stanislaw Schuschkewitsch, ehemaliger Präsident von Belarus

Stanislaw Stanislawawitsch Schuschkewitsch ist ein weißrussischer Wissenschaftler und Politiker. Von 1991 bis 1994 war er als Vorsitzender des Obersten Rats der Republik Belarus ex officio auch Staatsoberhaupt und Präsident von Weißrussland. Schuschkewitsch begann seine wissenschaftliche Karriere 1959 als Forschungsassistent am Institut für Physik der weißrussischen Akademie der Wissenschaften. Später wurde er Chefingenieur der Minsker Radiofabrik. Im Anschluss nahm er verschiedene akademische Positionen am Minsker Radiotechnischen Institut und der Weißrussischen Staatlichen Universität ein. Vor seiner politischen Karriere war er ein bekannter weißrussischer Wissenschaftler, Mitglied der weißrussischen Akademie der Wissenschaften, Doktor der Physik und Mathematik, Autor von preisgekrönten Büchern, über 150 Artikeln und 50 Erfindungen und Träger verschiedener staatlicher Auszeichnungen. 1990 wurde er zum Ersten Vizevorsitzenden des weißrussischen Obersten Rats (Wjarchouny Sawet) gewählt. Am 18. September 1991 wurde Stanislaw Schuschkewitsch Nachfolger von Mikalaj Dsemjanzej. Schuschkewitsch wurde vom weißrussischen Obersten Rat mit 214 von 312 Stimmen zum Vorsitzenden gewählt. Während seiner Amtszeit unterstützte er Reformen in Richtung einer freien Marktwirtschaft. Am 8. Dezember 1991 unterzeichnete er gemeinsam mit dem russischen Staatschef Boris Jelzin und dem ukrainischen Staatschef Leonid Krawtschuk auf dem Anwesen Wiskuli, einem Jagdhaus für die Nomenklatura und für Staatsgäste in der Belaweskaja Puschtscha (Deutsch: „Belowescher Heide“), das Abkommen von Belowesch. Darin wurde das Ende der Sowjetunion besiegelt und die Überführung in die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) beschlossen. Christian Milling vom Shortwaveservice in Kall interviewte ihn für seine Sendung. Hier eine Transkription dieses interessanten Gesprächs.

Frage: Sie sind Politiker, sie sind Wissenschaftler, sie sind aber geboren in eine künstlerische Familie. Ihre Mutter war beim Radio, Ihr Vater Schriftsteller. Was hat Sie zur Wissenschaft bewegt?

Schuschkewitsch: Wissen Sie, meine Eltern waren echte Geisteswissenschaftler. In der Familie waren sie die erste Generation mit Hochschulbildung, davor waren alle Bauern. Und weil sie Geisteswissenschaftler waren, verbrachte mein Vater 20 Jahren in Sibirien in Verbannung. Später wurde er

vollständig rehabilitiert. Und meine Mutter wurde der Möglichkeit beraubt, im Radio-Komitee tätig zu sein, weil sie Ehefrau eines Volksfeindes war. Meine Mutter hat sehr gut verstanden, wer ich bin und sie war dagegen, dass ich Geisteswissenschaften studiere. Sie wollte, dass ich Arzt werde – aber das konnte ich nicht, das passte nicht zu mir. Ich liebte Physik, deshalb wurde ich Physiker. Als meine Literaturlehrerin erfahren hatte, dass ich an der Uni angenommen wurde, um Physik zu studieren, hielt sie es für den größten Irrtum überhaupt. Denn sie glaubte, dass ich mich nicht mit dieser trockenen Wissenschaft beschäftigen sollte. Sie hielt mich für einen guten Schüler. Ich habe die Schule mit Auszeichnung beendet.

Meine Mutter pflegte zu sagen, die Formeln haben keinen politischen Inhalt, du kannst in Ruhe deiner Arbeit nachgehen. Und ich hatte kategorisch nichts mit der Politik zu tun, keinen Bezug zu was Höherem und habe auch die bestehende Ordnung nicht gelobt. Aber ich musste wie alle mit dem Kopf nicken, weil ich vermutlich sonst keinerlei Erfolge hätte erreichen können. Hier in Belarus hatte ich große Schwierigkeiten, weil ich es nicht schaffte, mich nach irgendeinem Mafia-Prinzip den Menschen zu unterwerfen, die ich nicht mag. So habe ich zum Beispiel meine Habilitationsschrift in Moskau an einem Institut verteidigt, wo man mit gemeinen Briefen aus Minsk meine Habilitation nicht hätte kippen können. Ich habe vor einer Kommission habilitiert, der zu Sowjetzeiten drei Nobelpreisträger vorsaßen – Herren Semjonow, Basow und Prochorow. Und dort haben all die Briefe, die mich als Dreckskerl und fiesen Typen beschimpften, nichts gebracht. Ich habe meinen zweiten Doktor bekommen. Das war im Jahre 1970.

Später, als ich in die Politik ging, habe ich aufgehört, Physiker zu sein. Denn die Physik, mit der ich mich befasst habe, sie entwickelt sich die ganze Zeit weiter und man muss sich jeden Tag damit beschäftigen. Kernelektronik, Prinzipien der Erfassung von Kernstrahlungen und so weiter. Physiker und Politiker gleichzeitig zu sein – das ging nicht. In der Politik bin ich ein Amateur. Ich habe keine gebührende professionelle geisteswissenschaftliche Ausbildung. Das habe ich schon immer eingesehen. Und in die Politik bin ich durch einen Witz meiner Freunde geraten. Das war so: Wir haben eine wichtige Forschungsarbeit abgeschlossen – ich habe sie nicht mal geleitet, ich habe den Lehrstuhl geleitet. Mittler-

weile darf man sagen, was das für eine Forschung war. Wir haben uns damit befasst, Gold im Gepäck auf kontaktlose Weise zu entdecken. Das ging so: Ein Gepäckstück wurde auf dem Transportband befördert und wir haben eine genaue Zahl angegeben, wie viel Gramm Gold darin enthalten ist – 100 Gramm oder ein Kilo. Das hat unser Gerät gemessen. Meine Feinde sagen manchmal, dass ich Kontakt zum KGB hatte. Ja, ich hatte Kontakt zum KGB: Ich hatte für deren Geld Technologien für deren Zwecke entwickelt.

Und als wir den Abschluss dieser Forschung und die Abnahme durch das Militär gefeiert haben, haben mir meine Kollegen gesagt: Wenn ich morgen wie bisher ablehne, mich zur Wahl als Abgeordneter zu stellen, werden sie keinen Kontakt mehr zu mir haben und nie wieder mit mir feiern werden. Und die Verantwortlichen haben ja erwartet, dass ich wie immer meine Kandidatur zurückziehen würde. Das habe ich dieses eine Mal aber nicht getan. Und bereits in der ersten Runde habe ich die Wahl gewonnen und wurde zum Volksvertreter der UdSSR, also sozusagen eine Art Politiker. Und später, als ich auf den höchsten Posten in Belarus aufgestiegen, habe ich erkannt, dass die ganze Ausbildung in Geisteswissenschaften, die egal an welcher Uni etwa 30 Prozent des gesamten Lernstoffes betrug, in der Sowjetunion aus einem einzigen Satz bestand: Du bist der Chef und ich bin der Dumme.

Und später, da ich von meinem Naturell her ein Wissenschaftler bin, habe ich angefangen, kluge Bücher zu lesen. Ich habe mich gefühlt, dass ich es besser als andere verstehe. Als ich das Buch von Popper „Of-



Stanislaw Schuschkewitsch 2006 in Warschau.
Foto: Mariusz Kubik via Wikimedia.

fene Welt und ihre Feinde“ gelesen habe, hatte ich das Gefühl, ich bin klüger als sämtliche Politikwissenschaftler, die mich beraten haben, wie ich mich im Obersten Rat verhalten sollte. Aber grundsätzlich ist das Fehlen einer grundlegenden geisteswissenschaftlichen Ausbildung schlecht für jemanden, der Politik betreibt. Weil von der sowjetischen Gesellschaftskunde nur das Prinzip bleibt: Das, was der Chef sagt, ist eine absolute Wahrheit. Daran muss man sich halten. Und was das Gesetz sagt, das ist nicht wichtig. So bin ich in die Politik geraten.

Nach Ihrem Studium haben Sie in der Minsker Radiofabrik als Ingenieur angefangen. Hat das Thema Radio sie gereizt und wie sind Sie zur Fabrik gekommen?

Schuschkewitsch: Radio hat mich immer interessiert. Zu der Zeit war ich schon mit meiner Dissertation fertig. Ich war ein guter Student, wurde für das Doktoratsstudium empfohlen, habe es absolviert, hatte aber noch nicht habilitiert. Und ich bekam eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft mit einem sehr kleinen Gehalt. Während meines Studiums hatte ich ein Praktikum im Radiowerk. Und der Leiter des Labors, wo ich dieses Praktikum gemacht habe, sagte mir dann: Wechsle doch zu uns, du wirst doppelt so viel verdienen und noch eine Prämie bekommen und dich mit derselben spannenden Sache beschäftigen. Ich schämte mich, wenig zu verdienen – und deshalb wechselte ich zum Radiowerk. Dort habe ich über ein Jahr lang gearbeitet. Dann kam ein sehr energievoller Wissenschaftler, jetzt würde man sagen ein Forschungsmanager, Herr Pisarewskij, und er brachte mich an die Uni – mit einem höheren Gehalt.

Sie haben ja eben von diesem sowjetische Prinzip berichtet „der Chef hat Recht, die Untergebenen müssen spüren“. War das auch im Radiowerk so? War dort jemand von der Partei, der eventuell gar keine Ahnung von Technik hatte, der aber gesagt hat, so und so müsst Ihr Eure Arbeit machen?

Schuschkewitsch: Im Bereich der Naturwissenschaften war das nicht so, wir haben nur im Bereich der Geisteswissenschaften hinterhergehinkt. Geschichte der kommunistischen Partei der Sowjetunion, wissenschaftlicher Kommunismus, politische Ökonomie – das waren die geisteswissenschaftlichen Zweige. Aber in der Radiotechnik würde niemand, der nichts verstand, niemals einen Radioempfänger bauen. Natürlich gab es überall Parteioorganisationen und eine Parteiführung, aber sie haben sich nicht eingemischt, weil sie nicht zeigen wollten, dass sie Banausen waren. Es gab nur eine einzige Bedingung: Die sowjetische Macht



Radioapparat Minsk 61 aus den Minsker Radiowerken aus der Zeit, als Stanislaw Schuschkewitsch dort Chefingenieur war. Foto: Christian Milling.

zu loben, was wir alle machten, weil es keinen anderen Ausweg gab. Und wenn ich als Professor Vorlesungen an Universität in Jena in der DDR gehalten habe, wurde ich wie alle anderen vor der Reise im Zentralkomitee der kommunistischen Partei der Sowjetunion instruiert, dass wir zuallererst die Größe der sowjetischen Ordnung propagieren sollten, die Größe kommunistischer Ziele, und dass wir glücklich leben und so weiter und so fort.

Also in den Bereichen der Physik, Chemie, Mathematik konnte die Parteiführung – auch wenn sie wollte – nicht viel ausrichten. Ich hatte auch deswegen Schwierigkeiten im Radiowerk, weil man jeden Arbeiter dazu angehalten hatte Verbesserungsvorschläge einzureichen. Und wenn diese Vorschläge irgendwie den Herstellungsprozess oder das Sparen positiv beeinflussten, dann wurden Prämien gezahlt. Und mit mir gab es Schwierigkeiten. Denn wenn der Sekretär des Parteikomitees des Labors mit diesen Vorschlägen vorbeikam, sagte ich: Ich kann schreiben, dass der Vorschlag Unsinn ist, weil es jemand einreicht, der keine Ahnung hat. Er erwiderte dann: Über einen Arbeiter darf man das nicht schreiben, das ist ein „No-Go“. Sie müssen höflich, diskret und taktvoll erklären, dass er vielleicht nicht ganz Recht hat.

Die Zeit, in der Sie im Radiowerk waren, war ja technisch auch sehr spannend, UKW wurde erfunden, der Transistor war auf dem Weg der Entwicklung. Wie durchlässig war da eigentlich der eiserne Vorhang? Konnte man auf Dinge, die im Westen erfunden wurden, zurückgreifen oder mussten Sie

Dinge, wie z.B. den Transistor komplett neu erfinden?

Schuschkewitsch: Was Transistoren und ultrakurze Wellen angeht, da blieben wir hier natürlich etwas zurück, aber es hat sich alles in die gleiche Richtung entwickelt. Bei den Radiogeräten, die Kurzwellen empfangen konnten, war der wichtigste Punkt, dass sie keine ausländischen Stimmen empfangen konnten – die wurden sehr beharrlich gestört. Technisch hinkten wir hinterher, aber bewegten uns nicht in eine andere Richtung. Die UKW-Empfänger funktionieren ja nur in Quasi-Sichtweite zur Sendeanenne, und diese Technologie entwickelte sich bei uns genauso wie im Westen weiter.

Verstehen Sie also? Das ging hier nicht so gut voran, weil wir über schlechtere Technologien verfügten. Zum Beispiel: Als der erste Transistor-Empfänger an den Start ging – da arbeitete ich im Radio-Werk – hat man Ingenieure aus dem Ingenieurbüro extra eingeladen, die diese Empfänger abstimmen, weil die Werksarbeiter das nicht leisten konnten. Ich habe das selbst mitbekommen und sogar viel Geld damit verdient, weil ich diese Geräte sehr schnell abstimmen konnte, weil ich Ahnung hatte, wie diese Apparate funktionieren. Die Arbeiter hatten leider nicht viel Ahnung davon und wir als Ingenieure aus dem speziellen Werksbüro haben sie dabei unterstützt. So war es damals.

Ich möchte dennoch sagen, dass sowjetische Erfindungen im Bereich der Radioelektronik schon sehr wichtig waren. Ich kann auch ein eigenes Beispiel bringen.

Früher war das ein Geheimnis, heute nicht mehr: Ich persönlich habe einen Weg gefunden, wie man Abhörgeräte im Gepäck, in der Kleidung der Menschen finden konnte, die aus dem Westen kamen. Diese Abhörgeräte spähnten die Funkstationen und Signalcodes aus. Und es gab die Aufgabe, diese Geräte zu entdecken – und ich habe mich damit beschäftigt. Meine erste Doktorarbeit, die ich 1963 verteidigt habe, hieß: Physikalische Prinzipien zur Entdeckung der Abhörgeräte im ausgeschalteten Zustand.

Und einer meiner Schüler, ein sehr begabter, auf den ich sehr stolz bin – denn ich habe immer gesagt, ich freue mich, wenn meine Schüler klüger werden als ich – also, dieser Schüler hat im Geheimen einen Empfänger für Satellitenfernsehen gebastelt. Wir hatten an der Universität einen Turm, der bewacht wurde – wir haben ja geheim gearbeitet – und dort konnten wir mit diesem Gerät Bruchstücke der Sendungen sehen, die per Satellit übertragen wurden. Das war natürlich deutlich später, als meine erste Doktorarbeit.

Übrigens, als ich an der Jenaer Universität Vorträge hielt und wir in Gera waren, schaute ich Fernsehsendungen aus dem Westen in deutscher Sprache. Die konnte man ja nicht stören, die sendeten ja aus der Nähe. Und dabei habe ich begriffen, wie man zum Beispiel ein Format der Fernsehausstrahlungen in ein anderes umwandeln kann. Jetzt kommt es einem wie ein sehr durchschnittliches Können vor, weil wir alle Computer nutzen – aber damals hielt ich mich deshalb für einen sehr klugen Menschen, weil ich wusste, wie man das macht. Und ich konnte es auch anderen beibringen. So habe ich in Gera westliches Fernsehen gesehen, schwarz-weiß, weil es dort keinen Farbempfänger gab. Bei uns wäre das selbstverständlich nicht gegangen – wegen der weiten Entfernung.

Eine Frage noch zum Radiowerk. Sie haben dort ja einen Amerikaner kennengelernt, dessen Name kurz später um die ganze Welt gehen sollte. Lee Harvey Oswald...

Schuschkewitsch: Wissen Sie, ich habe im Radiowerk nur ein Jahr und ein paar Monate lang gearbeitet. Ich war parteilos. Und eines Tages kommt auf mich der Vorsitzende des Parteikomitees der Experimentierabteilung zu. Ich dachte, ich bekomme einen Tadel, weil ich einen dieser Verbesserungsvorschläge nicht richtig umgesetzt habe. Und er sagt: „Nein, ich habe nichts zu beanstanden, es geht darum, dass Sie einen Amerikaner anlernen müssen.“ Naja, ich hatte noch nie zuvor einen echten Amerikaner gesehen. Ich habe mich zuerst ein bisschen dagegen gesträubt, aber schließlich einge-

lenkt. Zusammen mit einem anderen Kollegen – Sascha Rubintschik – haben wir uns ein paar Stunden gegeben, damit Lee Harvey Oswald seine Russisch-Kenntnisse verbessern konnte. Mir war es verboten, ihm Fragen zu stellen wer er ist, woher er stammt, warum das alles. Diese Zeit, die war sehr kurz. Ich habe ganz am Anfang sein Russisch verbessert, als er gerade erst zum Radiowerk kam. Und das war eine sehr schwierige Aufgabe für mich, denn Englisch hatte ich nur während meiner Doktorandenzeit. Ich konnte also wissenschaftliche Artikel übersetzen, aber sprechen konnte ich nicht. Ich musste den englischen Satz erst geschrieben sehen, damit ich verstehen konnte, was gemeint war. Und die gesprochene Sprache, also nur vom Hören, habe ich schlecht verstanden – entsprechend schwer fielen mir die Nachhilfestunden mit Oswald.



Und diese ganzen Nachhilfestunden liefen nicht länger als einen Monat. Er kam nach der Arbeit für ein oder zwei Stunden vorbei, ich weiß nicht genau, ob es sechs, sieben, acht oder vielleicht neun Stunden insgesamt waren. Aber es war ziemlich spannend. Später hat mich Norbert Muller, ein amerikanischer Schriftsteller, interviewt. Er hat mir später sein Buch geschenkt. Er schrieb dort in meinem Interview Sachen, die ich nie gesagt habe. Aber das ist ja ein Werk der Literatur, er konnte dort alles so formulieren, wie er es wollte. Viele halten es dagegen für eine historische Wahrheit.

Wenn ich meinem Kontakt zu Lee Harvey Oswald Revue passieren lasse, möchte ich sagen, dass ich es niemals glauben werde, dass er auf den Präsidenten geschossen hat. Und nachdem ich den höchsten Dienstposten in Belarus bekleidet hatte und genau weiß, was die Security macht, was es heißt, die Sicherheit zu gewährleisten, kann ich es nicht glauben. Ich bin sogar in Dallas gewesen. Als ich in den USA Vorträge gehalten habe, haben meine Frau und ich uns mal ein Auto gemietet und sind dorthin gefahren, ich habe diesen Ort gesehen. Das war doch ein durchdachter politischer Mord, der in Dallas begangen wurde. Das war nicht Oswald.

Wie war das für Sie, als sie dann auf einmal im Radio seinen Namen nach dem Attentat gehört haben? Ist Ihnen da nicht Angst und Bange geworden, dass jetzt der KGB jeden Moment vor der Tür steht und Sie mitnimmt?

Schuschkewitsch: Ich hab zuerst gedacht, das kann gar nicht sein. Als das im Radio berichtet wurde, war ich in einem anderen Radiowerk in Minsk unterwegs. Die Nachricht wurde mehrere Male wiederholt und mir wurde klar, das hat wirklich stattgefunden. Ich war ja nicht mehr im Radiowerk angestellt, bin aber noch Mitarbeitern hin und wieder begegnet und sie hatten immer einen flotten Witz dazu auf der Zunge: „Ach, du läufst noch frei rum? Und den Vorsitzenden des Parteikomitees, Herr Lebesin, der mir damals diese Nachhilfestunden aufgetragen hatte, den hat der KGB bereits verhaftet“, sagten sie dann. Und im engeren Kreis meiner Kollegen war die Lieblingsspitze in meine Richtung: „Du hast ja im Auftrag des KGB den Mörder des amerikanischen Präsidenten vorbereitet.“

Ich muss es sagen, für mich war Kennedy der feinste unter allen amerikanischen Präsidenten. Ich habe sein Grab besucht, ich war an dem Ort, an dem er erschossen wurde. Verstehen Sie, Kennedy ist jemand, auf den die USA wirklich stolz sein könnten. Ich habe Clinton hier und in den USA getroffen, ich habe Bush Senior getroffen, aber Kennedy bleibt für mich der edelste amerikanische Präsident.

Wann kam für Sie der Zeitpunkt, als Sie merken, dass es im Land nicht mehr rund läuft und etwas Neues her muss?

Schuschkewitsch: Dass es unmenschlich ist, habe ich vor ziemlich langer Zeit eingesehen. Vor langer Zeit. Mein Vater hat es dagegen erst sehr spät eingesehen, obwohl er zwanzig Jahre in der Verbannung in Sibirien verbracht hatte. Er glaubte, dass die kommunistische Idee bloß niederträchtige Umsetzer hatte. Und die Idee an sich sei gut, ergreifend. Sie sei menschenliebend. Dass das nicht so ist, habe ich schon zu Breschnews Zeiten verstanden. Wenn man sieht, dass die Person falsch ist, habe ich begriffen, dass die Idee falsch, nicht echt ist. Zu erwähnen, dass ich es durchschaut habe, war nicht möglich, ich wäre vernichtet oder verbannt oder verhaftet worden. Es war doch verboten, sogar einiges zu denken. Vor langer langer Zeit, vielleicht sogar noch vor Breschnew, habe ich in Polen Vorträge gehalten. Für polnische Arbeiter. Und ein englischer Professor, dem ich in Warschau zufällig begegnet war, hat in einem Gespräch ein paar sehr lehrreiche Sätze fallen lassen. Der erste Gedanke war: Es gebe nichts

Schlimmeres als Aristokratie in ihrer ersten Generation. Der zweite Gedanke war: Sie sind ein Anhänger kommunistischer Ideale – das musste ich sein, sonst wäre für mich die Ausreise nicht möglich gewesen – ich sage Ihnen, keiner der bolschewistischen Slogans hat sich bewahrheitet. Alle Slogans, die einen am Anfang in ihren Bann gezogen hatten, wurde umgesetzt. Die Bauern haben keinen Boden bekommen. Die Arbeiter haben keine Fabriken bekommen. Und die Völker haben keinen Frieden erlangt. Und das waren doch bolschewistische Slogans: Frieden für die Völker, Boden für die Bauern, Fabriken für die Arbeiter. Und ja, ich habe eingesehen, die Slogans sind unecht, sie sind falsch. Das habe ich erst später verstanden und sehe es auch jetzt ein, wenn ich Denikin lese. Das hat mich überzeugt. Aber meinen Mund aufmachen, das konnte ich nicht.

Und der nächste Gedanke: Religionen, christliche Religionen, sie erziehen einen gütigen Geist. Das war alles verboten, das war seelenlos. Das habe ich auch später erst verstanden. Ich hatte ein sonderbares Erlebnis. Von väterlicher Seite war meine ganze Verwandtschaft orthodox, und 1952, als ich im zweiten Studienjahr war, hat mein Opa väterlicherseits meine Cousine und mich zu sich gerufen und gesagt: Ich werde bald sterben, ich bin gläubig, ich möchte einen Pfarrer bei meiner Beerdigung haben. Und das war die schwierigste, die gefährlichste Angelegenheit meines Lebens. Hätte jemand erfahren, dass ich das organisierte, wäre ich der Uni verwiesen worden.

Mütterlicherseits sind alle katholisch. Und beide Religionen bringen einem Güte bei, eine echte, eine ehrliche Religion natürlich. Und hier wurde die Religion abgelehnt, und sie handelte auch nicht von Güte. Und das ist auch bis heute so. Zu diesem Thema schreibe ich gerade etwas.

1985 trat dann Gorbatschow auf den Plan. Hatten Sie Hoffnung, dass sich jetzt etwas ändert?

Schuschekewitsch: Dieses Gefühl hatte ich ein Jahr früher, also bereits 1984. Ich habe Gorbatschow vergöttert, und zwar für folgendes: Im Fernsehen wurde eine Pressekonferenz von ihm vor ausländischen Journalisten übertragen. Und er hat deren Fragen beantwortet, ohne auf irgendein Blatt zu schauen. Ohne vorbereiteten Text also. Er redete frei und offen. Und ich dachte in diesem Moment: Mein Gott, wie toll. Wir haben endlich einen Anführer, der selber denkt. Ich saß dem Lehrstuhl für Kernphysik vor und habe sein Porträt in meinem Büro über meinem Arbeitstisch aufgehängt. Das war 1984. Diese Schwärmerei dauerte



Stanislaw Schuschekewitsch und Christian Milling beim Interview. Foto: Christian Milling.

zwei Jahre. Im Mai 1986, als er eine Rede zu Tschernobyl gehalten hat, habe ich eingesehen, dass er genauso ein Kommunist ist, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger.

Ich habe mich geschämt, dass ich mich in meiner Einschätzung von ihm so geirrt hatte. Später habe ich Gorbatschow sehr oft getroffen, auch in Deutschland, bei Volkswagen zum Beispiel. Der Club of Rome kam zusammen, ich wurde eingeladen. Eine geisteswissenschaftliche Konferenz auf einem sehr hohen Niveau, und ich habe begriffen, dass er was ganz anderes ist, als das, wofür ich ihn gehalten habe. Ich habe das alles erst später begriffen, als ich das Buch von Mauno Koivisto, dem finnischen Präsidenten gelesen habe. Oder als ich die Reden von Kissinger analysiert habe. Gorbatschow gilt im Westen – und auch bei Ihnen in Deutschland – als ein großer Demokrat, als jemand, der die Demokratie anstrebt. Für Deutschland hat er natürlich sehr viel gemacht, man kann ihm dort ein Denkmal setzen und sogar nicht nur eines. Ich rechne es ihm hoch an, die Wiedervereinigung Deutschlands ist sein großer Verdienst. Aber dass er gegen die nationale Unabhängigkeit, gegen die werdende Unabhängigkeit der baltischen Republiken agiert hat, gegen die werdende Unabhängigkeit von Belarus! Und sein Umfeld hat dabei gestreut, dass er ein Demokrat sei und solche Leute wie ich einfach einen hohen Posten in der Partei anstrebten, das waren alles Lügen, die er regelmäßig verwendete.

Er kam nach Litauen und hat nicht gemerkt, dass die Menschenmenge gegen ihn gestimmt war; gegen seine Behauptungen, dass es ein Glück sei, in der Sowjetunion zu

leben. Er verfälschte das gesamte Verfahren, das Referendum, das am 17. März 1990 abgehalten wurde. Da stand ja zur Abstimmung die Frage: „Wollen Sie glücklich in der Sowjetunion leben oder unglücklich in Ihren Republiken?“ Das ist ein unzulässiges Schmähen des ganz normalen menschlichen Gedankens. Er hat eine so unwürdige Person als Vize-Präsidenten installiert, den Herrn Junajew. Stellen Sie sich vor, was das für ein Mensch war, dieser Junajew, einer mit Dokortitel, aber als ich ihn während einer Sitzung der Volksabgeordneten gefragt habe, wie das Thema seiner Doktorarbeit lautet, konnte er mir diese Frage nicht beantworten.

Also im Prinzip das alte UdSSR Prinzip, wie wir es schon früher in der DDR, Prag und Ungarn erlebt haben, trat 1991 in Litauen wieder ein, als Gorbatschow Panzer nach Vilnius entsendete, um die Unabhängigkeit niederzuschlagen.

Schuschekewitsch: Wissen Sie, es war doch klar, wer die Truppen losgeschickt hatte. Andropow war in Ungarn, er teilte diese kommunistische gemeine Moral und er musste dafür bezahlen. Er hat es eingesehen. Und Gorbatschow hat überall behauptet, er wüsste von nichts. Nichts von Tiflis, nichts von Baku, nichts von Vilnius – er habe mit alledem nichts zu tun. Nichts mit Riga, nichts mit Tallinn. Das ist eine Schande! Verstehen Sie: Er war kein weiser Politiker, kein großer Politiker. Mit all den schlimmen Sachen habe er nichts zu tun gehabt. Er hatte mit allem zu tun, er hat nur so getan, als sei das anders gewesen. Ich kann ihn nicht leiden, obwohl ich ihn am Anfang vergöttert habe.



Leonid Krawtschuk, Nursultan Nasarbajew, Boris Jelzin und Stanislaw Schuschkewitsch (v.l.n.r.) nach Bekanntgabe der Alma-Ata-Erklärung. Foto: Donskoy, RIA Novosti.

Ich würde folgendes sagen: Ich ehre das Andenken an Jelzin, ich habe das früher getan, tu es jetzt und werde es tun. Er hat sich viele Unkorrektheiten in seinem Verhalten geleistet, er war betrunken, das habe ich mit ansehen müssen. Aber es war ein großer Präsident. Weil er – unabhängig davon, in welchem Zustand und in welcher Verfassung er war – nie die Prinzipien verraten hat, die er propagierte. Und Gorbatschow hat sich in meinen Augen selbst erniedrigt. Alle seine Handlungen, die ein schlechtes Ergebnis mit sich brachten, hat er geleugnet. Er behauptete dann, das sei nicht er gewesen.

Irgendwann haben es die Menschen dann selbst in die Hand genommen. Wie haben sie sich persönlich gefühlt, als sie gesehen haben, hier passiert jetzt was?

Schuschkewitsch: Naja, zum einen hatten wir nicht viele Informationen darüber. Das wurde von den Massenmedien sorgfältig verschwiegen. Die sowjetische Propaganda stellte es nach wie vor so dar, als wären das Streiche der westlichen Geheimdienste und des niederträchtigen kapitalistischen Umfeldes. Aber unter Menschen, die diese Informationen wahrnahmen, in meinem Arbeitsumfeld, wurden diese Vorgänge mit einer großen Begeisterung, mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Man freute sich, dass das passiert, und bedauerte, dass wir nicht genauso wie sie durch Teilnahme hervorstechen konnten. Man muss verstehen, die hatten zwanzig Jahre eigener Staatlichkeit. Und wir hatten zwanzig Jahre kommunistische Unterdrückung. Die Vertreter der nationalen Intelligenz wurden unterdrückt, sie wurden physisch vernichtet – in einer sehr großen Zahl.

Wissen Sie, Gorbatschow mag falsch gelegen haben. Aber es gab Zeiten, als er auf-

grund seiner Herkunft von hier, aufgrund seines Umfeldes, seiner Erziehung, hätte umkehren können, hätte büßen können, sobald er Fehler eingesehen hätte. Aber er hat es nicht gemacht. Er hat noch nie auch nur einen einzigen seiner Fehler eingesehen. Und wie gut, dass Ihr Helmut Kohl hatte, der ihm beigebracht hatte, was zu tun war, damit Deutschland wiedervereinigt wurde. Das war ein sehr weiser Mensch, ein Mensch, der damals richtig handelte, und jemand, der gut verstand, was Gorbatschow war.

Es ist 28 Jahre her, dass Sie Vorsitzender des obersten Sowjets der BSSR wurden, 3 Monate später haben Sie mit Ihren Amtskollegen Leonid Krawtschuk (Ukraine) und Boris Jelzin (Russische Föderation) das Ende UdSSR besiegelt. Wie kam es dazu?

Wissen Sie, es ist für mich sehr schwierig, Ihre Frage zu beantworten. Ich habe es nicht eingeschätzt, was und wie geschehen ist. Ich bin in die Belaweschskaja Puschtscha aus ganz anderen Gründen gefahren. Auf alles, was der Kommunismus mir an Geisteswissenschaften beigebracht hat, schaue ich ziemlich herab. Aber eine Sache habe ich begriffen: Die zahlenmäßige Anhäufung führt manchmal auch zu einer qualitativen Veränderung. Was meine ich damit? Wenn sich die Informationen über etwas anhäufen, kann eine qualitative Veränderung im Kopf stattfinden. Das ist mir in Belaweschskaja Puschtscha passiert.

Wir haben zusammen überlegt, was können wir tun, damit Belarus 1991/1992 vor Winterkälte nicht erfriert, und egal, was Gutes wir hätten dafür tun können, wir hätten für alles den Präsidenten Gorbatschow, um Erlaubnis bitten müssen. Und wir sagten uns: es reicht! Es gibt einen nach dem Ge-

setz gewählten Präsidenten Russlands, es gibt einen nach dem Gesetz gewählten Präsidenten der Ukraine, und es gibt einen nach dem Gesetz zum höchsten Amtsinhaber bestimmten: mich!-Und wir begriffen einfach, wer wir sind.

Und an dieser Stelle schlug Burbulis – er ist ausgebildeter Philosoph – eine Formulierung vor, die wir alle unterstützten. Bei mir persönlich fand eine qualitative Veränderung in der Wahrnehmung statt, was man zuerst tun müsste. Und wir haben gehandelt. Wir haben zuerst eine politische Entscheidung getroffen. Und dann war es logisch, alle nachfolgenden zu treffen.

Das Abkommen wurde im Dezember 1991 getroffen. Massenmedien standen ja noch unter sowjetischer Kontrolle. Wie konnten Sie damals die Nachricht über das Ende UdSSR in die Welt bringen?

Schuschkewitsch: Die Unterzeichnung wurde live im sowjetischen Fernsehen übertragen. Es gab die Live-Übertragung. In Belaweschskaja Puschtscha gab es einen Sitz des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Er war gut mit Kommunikationsmitteln und Kommunikationskanälen ausgerüstet. Man konnte das direkt von dort senden. Damals gab es ja keine Mobiltelefone, aber es gab genug Kommunikationsmittel, um das zu übertragen. Das war kein Problem.

Ich hatte damals einen Luxus-Dienstwagen Sil-117, den fuhren auch die Mitglieder des Politbüros der Kommunistischen Partei. Darin gab es einen sehr guten Rundfunkempfänger. Und als ich in diesem Wagen aus Belaweschskaja Puschtscha nach Minsk gefahren bin, habe ich es in den Nachrichten gehört. Die Radiostationen der ganzen Welt haben darüber berichtet. Da wurden ständig drei Namen genannt: Krawtschuk, Jelzin, und Schuschkewitsch.

Haben Sie sich nicht gedacht, was hast du da gemacht? Wie haben Sie sich gefühlt, als die ganze Welt ihren Namen kannte?

Schuschkewitsch: Ich hatte ein eigenartiges Gefühl. Ich habe auf eigene Art und Weise begriffen, was eigentlich passiert. Und zwar: Die Ukraine möchte das russische Diktat loswerden. Ich wusste, dass ich ein Dokument unterzeichne, das auch der Präsident Russlands Jelzin unterzeichnet, und dass er damit Belarus als einen unabhängigen Staat anerkennt. Denn das war ein Dokument über die Gründung der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten. Und ich begriff: Seit 1794 haben so viele Menschen für die Unabhängigkeit von Belarus gekämpft, es sind so viele dabei umgekommen. Und

jetzt steht meine Unterschrift neben der Unterschrift des Präsidenten Russlands und Russland erkennt unsere Unabhängigkeit an. Denn egal, wie viel wir davon geredet haben, dass wir unabhängig sind, solange Russland das nicht anerkennt, sind wir nicht unabhängig. Und nun tut Russland das. Und ich fand, ich habe keinen schlechten Job gemacht.

Noch vor der Unterzeichnung der Belaweschsker Vereinbarung – und das hieß Separatismus – wusste ich, dass sämtliche Staatschefs dagegen waren: Präsident Bush, Präsident Mitterand war auch gegen eine solche Vorgehensweise. Gegen ein solches Vorgehen ist der leitende Diplomat Kissinger. Auch Thatcher, die damals nicht mehr an der Macht war, aber auch sie sprach sich dagegen aus. Alle sagten, man darf die Sowjetunion nicht teilen. Sie waren gegen die Teilung, sie fürchteten, dass sich wenig gebildete Leute hier Atomwaffen schnappen und ein Bürgerkrieg ausbricht. Ich habe damals bereits Macchiavellis „Der Fürst“ gelesen, ich wusste, wenn ein Imperium unregierbar wird, zerfällt es. Ich las es und wusste, dass beim Zerfall eines Imperiums immer Blut vergossen wird. Wir haben es dagegen für uns beansprucht, dass wir einen friedlichen Zerfall des Imperiums vollbracht haben, kein Tropfen Blut ist geflossen.

Ich war sehr stolz auf mich. Und auf diese Unterschrift von mir bin ich auch bis zum heutigen Tage sehr stolz. Und die zweite Unterschrift, auf die ich sehr stolz bin, das sind die erarbeiteten Dokumente zum Verzicht auf Atomwaffen. Dass die Atomwaffen das Territorium von Belarus verlassen haben. Das war die Rettung des belarussischen Volkes. Denn diese Waffen lagen bei uns relativ nah an der Grenze und wir hätten am Anfang eines jeden Konfliktes ausgelöscht werden müssen.

Das Land war unabhängig. Es waren schwierige Zeiten für Belarus. Man hatte zwar einen unabhängigen Staat. Aber Institutionen mussten geschaffen werden. Wie erinnern Sie sich an die ersten Jahre der Unabhängigkeit?

Schuschkekewitsch: Wissen Sie, ich habe mich leider in vielen Menschen geirrt. Ich habe ihnen vertraut, weil ich dachte, dass sie genau das Gleiche vorhaben wie ich. Also den Weg einer echten Demokratie zu gehen, der Menschenrechte, der Pressefreiheit. Aber der alte Klüngel der Parteinomenklatur, die kannten sich alle untereinander sehr gut, die verstanden sich gut, die spürten einander und ließen sich von nichts anderem leiten außer dieser Regel „Ich bin Boss und



Am 8. Dezember 1991 unterzeichneten Boris Jelzin (2. von rechts), Leonid Krawtschuk (links) und Stanislaw Schuschkekewitsch (Mitte), den sogenannten Vertrag von Minsk bzw. die Vereinbarungen von Belaweschskaja Puschtscha. Foto: RIA Novosti archive.

du bist blöd“, und von dieser Regel profitierten sie sehr.

Die Mentalität der Bevölkerung zu verändern ist sehr schwierig. Es hat lange gedauert, bis es in meinem Kopf angekommen ist, dass der Kommunismus schlecht ist. Und diesen Gedanken in die Köpfe der Menschen einzupflanzen, die viele Jahre behauptet haben, der Kommunismus sei etwas Wunderbares, ist bis heute schwierig. Zu verstehen, dass dieser Prozess sehr kompliziert ist, der Prozess der Veränderung einer politischen Ordnung, das haben wir geschafft. Und ja, es ist wirklich sehr kompliziert.

Die alten Verbindungen im alten Klüngel sind gestärkt worden und deshalb heißt ja auch mein Buch: „Zerfall und Wiederauferstehung der Sowjetunion.“ Denn in einem bedeutendem Maße herrscht bei uns sowjetische Ordnung. Ich habe mich mittlerweile mehr mit historischen Prozessen befasst. Nach allen Entscheidungen – lassen Sie uns nicht sagen revolutionären – Veränderungen gab es immer sehr viele Opfer. Auch bei uns. Die Oppositionskräfte, also demokratische Kräfte bei uns, wissen sich nicht vernünftig zu vereinigen. Sie haben auch keine wesentliche finanzielle Unterstützung. Übrigens, wenn in Belarus zumindest ein Zehntel davon investiert worden wäre, was die USA in Polen investiert haben, wären wir ein demokratisches Land.

Die alten Kräfte haben ein leichtes Spiel, die neuen demokratischen Kräfte an allen Schwierigkeiten, Zwischenfällen und Verschlechterungen für schuldig zu erklären. Und die Verschlechterungen sind bei einer Änderung der politischen Ordnung unvermeidbar.

Wir haben auch noch ein anderes Leid. Ich bringe ein Beispiel. Ich kenne Ihren Altbundespräsidenten Gauck noch seit der Zeit, als er kein Bundespräsident war. Seine Tätigkeit war, die Stasi zu durchleuchten und die Informationen zu veröffentlichen, zugänglich zu machen. Er ist ein großer Redner und Vordenker. Ich hab ihm in Polen und in Deutschland zugehört. Solche hervorsteckenden Persönlichkeiten bei uns zu finden, ist sehr schwer, die auch noch geisteswissenschaftlich gebildet sind.

Und einige haben außerdem angefangen, sich vor allem um ihr Privatleben zu kümmern. Solche hingebungsvollen, treuen Menschen wie Johannes Rau, oder Balzerowitsch in Polen, wie Johann Paul II., wie Lech Walesa, sind bei uns schwer zu finden. Weil wir zu viele Anwärter auf solche Führungspersönlichkeit haben.

Wissen Sie, ich widme mein Buch den jungen Leuten. Denn ich befürchte, dass eine weitere Generation ins Land gehen wird, bis wir einen ehrlichen und demokratischen Kurs einschlagen, den Weg der Teilung der Macht und des Respekts vor Menschenrechten. Denn die alten kommunistischen Nomenklaturkräfte handeln bolschewistisch. Sie erfahren keinen Widerstand. Bei uns sind Politiker verschollen. Und ich bin absolut davon überzeugt, dass das diejenigen zu verschulden haben, die weiter herrschen wollen und sich dabei von alten Prinzipien und alter Ordnung leiten lassen und die dabei erzählen, dass wir unabhängig seien. Doch faktisch leben wir eigentlich in einer etwas abgemilderten Sowjetunion.

Lieber Herr Schuschkekewitsch, vielen Dank für dieses interessante Gespräch.